



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Düntzer, Heinrich: Goethes Straßburger lyrische Gedichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Goethes Straßburger lyrische Gedichte

Von Heinrich Dünker



Wie aus einem unverfälglichen Borne fließen uns immer neue Quellen zur klarern Einsicht in Goethes Leben, Dichten und Sinnen, deren zweckmäßige Verwendung eine um so ernstere Pflicht aller Kundigen ist, als leider so manches uns länger als billig vorenthalten worden ist, ja noch immer vorenthalten wird. Über die Leipziger Jugendzeit haben wir vor einigen Jahren Bedeutendes durch Goethes Briefe an seine Schwester und an Behrisch erfahren, die auch die auf wenigen schwanken Erinnerungen und oberflächlicher Benutzung der Briefe an Cornelian beruhende Darstellung in „Wahrheit und Dichtung“ glücklich berichtigen und ergänzen. Schlimmer ist es um das Erwachen des Dichters in Straßburg bestellt, da aus dieser Zeit verhältnismäßig wenige Briefe von Goethe selbst vorliegen und auch seine eigne Lebensdarstellung, wie jetzt die freilich sehr lückenhaft erhaltenen Entwürfe und frühern Fassungen beweisen, mit geringen Ausnahmen sich als unzuverlässig und vielfach novellistisch ausgeführt ergibt. Trotzdem hat sich überkluge Spürsucht einer Hauptquelle dadurch beraubt, daß sie einen großen Teil von Goethes gleichzeitigen Gedichten ihm abgesprochen, ja behauptet hat, manche von ihnen gehörten seinem Nebenbuhler an, dem so dichterisch begabten wie sittlich haltlosen und verstörten Lievländer Lenz; ja das Goethe-Jahrbuch hat in einem Aufsatz von Bielschowsky (XII, 211—227) die Entdeckung gebracht, die Handschriften, aus denen Kruse 1835 Goethes Gedichte abgeschrieben hat, seien teilweise von Lenz. Die dafür beigebrachten äußern Gründe habe ich schon in der Münchner „Allgemeinen Zeitung“ (1891, Beilage Nr. 252) zurückgewiesen. Wenden wir uns nun zu den innern und verfolgen wir unbefangen Goethes lyrische Dichtung während des Straßburger Aufenthalts. Es ist das um so nötiger, als selbst die urkundliche Weimarer Ausgabe im vierten Bande, zu dem die kritischen Begründungen erst folgen sollen, den unschätzbaren, von Kruse in Goethes, zum geringsten Teil in Friederikens Handschrift gesehenen Gedichten das consilium abeundi erteilt, sie unter die „Goethe zugeschriebenen Gedichte zweifelhaften Ursprungs“ verwiesen hat!

Zur Liederdichtung war Goethe in den traurigen anderthalb Jahren nach der Rückkehr von Leipzig nicht gekommen, außer daß er im Dezember 1768 Neujahrswünsche in dem launig flotten Tone der Zeit gemacht und zu seinen von Breitkopf mit Melodien versehenen Liedern eine „Zueignung,“ worin er seine angegriffne Gesundheit warnend beklagt, als Schluß geliefert hatte, beide ohne dichterischen Schwung. Möglich wäre es, daß die frommen Herrnhutischen Verse „Das wird die letzte Thrän' nicht sein“ aus dem Jahre 1769 stammten, wo er dem Synodus zu Marienborn beiwohnte; aber auch dieser Ausdruck seiner nach Erfüllung mit dem Ewigen sich sehnennden sündhaften Seele würde mehr vom Hineinleben in diese Empfindung als von dichterischer Erhebung zeugen.

Dürfen wir Goethes Bericht in „Wahrheit und Dichtung“ trauen, so litt er, als er nach Straßburg kam, an großer Reizbarkeit der Nerven, von der er sich allmählich durch verschiedene Gewaltkuren herstellte. Von dichterischen Versuchen (denn das französische Gedicht auf eine Polizeiverordnung wegen der Anwesenheit der französischen Dauphine ist bloß zur Ausschmückung von „Wahrheit und Dichtung“ erfunden) findet sich die erste Spur auf der Reise nach Saarbrücken, die er neun Wochen nach seiner Ankunft antrat, und auf der er sich so glücklich gestimmt fühlte, daß sich die lange nicht empfundne Lust zu lyrischem Sange wieder einstellte. Mit zwei Tischgenossen hatte er die Reise zu Pferde angetreten, mit dem ein Jahr jüngern Mediziner Weyland aus Buchsweiler und dem fünf Jahre ältern Räte des Fürsten von Nassau-Saarbrücken, Engelbach, der eben als Lizentiat der Rechte promovirt hatte. Weylands Halbschwester war die Gattin des fürstlichen Regierungsrates Schöll. Von Saarbrücken schrieb Goethe einer jungen Frankfurter Dame, die seit seiner Abreise nichts mehr von ihm gehört hatte, am 27. Juni: „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher machte und alle Abwechslungen eines herrlichen Sommertags in der süßesten Ruhe genoß, Sie würden mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnet, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts reizenderes als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an alle, die Sie lieben, die mich lieben.“ Wahrscheinlich fand er sich, während Weyland bei seiner Schwester, Engelbach in seiner Wohnung weilte, in den frühen Morgenstunden allein im Gasthose, da die Freunde erst später zu gemeinsamem Besuche der Stadt und Umgegend zusammentrafen. In dieser Lage konnte er sich wohl gestimmt fühlen, nach langer Pause wieder einmal ein frisches Lied zu wagen, wenn nicht vielmehr die Reisetage, vielleicht durch ein elsässisches Volkslied oder das fröhliche Treiben des Volkes, die Liederlust in ihm angeregt hatten. Daß er in Saarbrücken wirklich ein Gedicht schrieb, bezeugte urkundlich ein Blatt, das Friederikens Schwester Sophie noch im Herbst 1835 besaß; denn es war von Goethes Hand, und am Rande stand

von ihm bemerkt: „Als ich in Saarbrück.“ Diese Worte hatte er wohl, als er es Friederiken gab, an den Rand geschrieben, weil es für diese anziehend sein mußte, daß er das Lied vor ihrer Bekanntschaft an dem Orte gedichtet, wo er ihre Tante und ihren Oheim kennen gelernt hatte; denn der Regierungsrat Schöll war der Bruder ihrer Mutter. Aber dieses hat selbst Weinhold in seiner Ausgabe der Lenzischen Gedichte und neuerdings Bielschowsky Lenz zugesprochen, wie schon andere vor ihnen. Einen unzweifelhaften Beweis für Lenz glaubte man darin gefunden zu haben, daß der spätere Seelsorger Lenzens, Dr. Serzembzky, dieses und zwei andre Lieder, die Friederikens Schwester in Goethes Handschrift besaß, unter den Papieren des unglücklichen Lievländers gefunden hat. Dieser auf den ersten Anblick überraschende Umstand erklärt sich aber sehr leicht daraus, daß Lenz, der, wie Goethe im Jahre 1779 von Friederiken hörte, ihre Briefe zu erhaschen suchte, auch Goethes Gedichte, die sie besaß, las und abschrieb, was diese auch, ohne etwas Arges zu denken, geschehen ließ. Lenz mag dies aus bloßer Neugierde gethan und später wirklich geglaubt haben, diese Gedichte, deren er sich nicht mehr erinnerte, seien von ihm. Wie sehr er sich selbst darin täuschte, ergiebt sich daraus, daß er einem davon eine Zeitbestimmung hinzufügte, deren Unmöglichkeit selbst Bielschowsky nicht leugnen kann, weshalb er zu der durch keinen äußern Grund bestätigten, an sich höchst unglaublichen Annahme greift, diese Datirung stamme von einer andern Hand. Dagegen wird die Handschrift, die im Besitze von Friederikens Schwester Sophie war, als von Goethe geschrieben dadurch gesichert, daß der Besitzerin Goethes Hand bekannt war und sie das Gedicht von Friederiken erhalten hatte, die über Lenz so ungehalten war, daß sie jede Spur von ihrer Verbindung mit ihm ebenso gründlich vernichtet haben wird, wie sie alles, was ihr Goethe geschenkt hatte, mit rührender Treue aufbewahrte. Von Lenz kann das Gedicht schon deshalb nicht sein, weil dieser nie in Saarbrücken war. Unter den innern Gründen gegen Goethe hat man das Hauptgewicht auf den Inhalt gelegt, indem man das Gedicht auf Friederiken bezog, wozu doch gar nichts nötig. Eben so wenig beweist der Umstand, daß sich die hier gebrauchte Form *izt* oder *izt* in Goethes Jugendbriefen und Liedern nicht findet. Freilich braucht Goethe in der gewöhnlichen Rede nur *jezt* und *jezo* neben einander, Lenz *izt* neben *jezt*; aber in Goethes Dichtungen fehlt *izt* nicht. Schon die erste Ausgabe des „Göz“, wahrscheinlich auch der Entwurf, hatte II, 9 *izt* am Anfange des Satzes, und in der ersten Fassung von „Jägers Nachtlid“ stand ursprünglich (der erste Druck ist von 1776): „Du wandelst *izt* wohl still und mild.“ Klopstock hat die drei Formen *jezt*, *jezo* und *izt* neben einander; *jezo* steht bei ihm nur vom bestimmten Augenblick, *izt* da, wo ein vokalischer Anlaut, wie in „*eil' izt*,“ oder eine Kürze, wie in dem Dactylus „*laß sie izt*,“ gefordert wird. Goethe braucht das spitze *izt* als Länge, auch, wie manche Dichter, am Anfange des Verses, Gleim auch im Reime, und zwar in einem Gedichte im

Musenalmanach auf 1770. Jeder erkennt, daß Goethe hier, wo es sich um den jetzigen Augenblick handelt, nicht das sinngemäße jetzt, sondern nur das gleichbedeutende, aus jetzt verkürzte jetzt setzen konnte, auch wenn es ihm nicht der Reim (besitzt) an die Hand gegeben hätte. Daß es sich hier um den Reim handelt, war der absprechenden Kritik gar nicht in den Sinn gekommen. Merkwürdig ist es, daß Goethe in der zweiten Bearbeitung der „Sphigenie“ immer jetzt und jetzt hat. Im „Pater Brey“ braucht er auch einmal jetzt under als Reim auf unter. So wenig beweist jetzt gegen Goethe. Nicht der Rede wert ist, was man sonst gegen das hübsche Gedicht eingewandt und auf die Schultern des Sündenbocks Lenz geladen hat. Die eifersüchtige Frage: „Wo triumphirt das Städtchen?“ soll etwas von dem „gezierten und gepuderten“ Stil der Anakreontik an sich haben, der nicht einmal in Goethes Leipziger Liedern ganz ausgeprägt sei. Triumphiren steht ganz wie triumpher im Sinne von „frohlocken“, ohne Beziehung auf einen Sieg. Gegen das volkstümliche „will keine Sonne scheinen“ wird angeführt, diesem entspreche in dem Liede, das man gleichfalls von Goethe auf Lenz überschrieben hat, der Ausdruck, die Sonne scheine schwarz, und doch ist hier von einem sonnenlosen Tage, dort von bloßer Einbildung des Verzweifelnden die Rede. Zu der Wendung, der Himmel weine vereint mit ihm der Geliebten nach, stimmen dem Kritiker des Goethe-Jahrbuchs die Worte des Lenz-Goethischen Liedes: „Weinet voll Verlangen und voll Verzweiflung dort dir nach.“ So muß das geläufige nachweinen beweisen, daß beide Gedichte von Lenz sind, während sie nach der Überlieferung freilich demselben Dichter, aber Goethe angehören. Der Ausdruck ist an beiden Stellen durch die Verbindung, in der er steht, gehoben, an unsrer wird in echt volkstümlicher Weise das Regnen als ein Mittrauern des Himmels gedacht. Doch was kümmert dies den grausamen Verfolger des Liedes, für dessen Schönheit er kein Auge hat? Er sucht nur nach einem Häkchen, woran er einen wenn auch noch so fadenscheinigen Verdachtsgrund anknüpfen kann. So geht es lustig weiter. „Schon rufen Hirt und Herden“ scheint ihm eine Floskel der Schäferpoesie, die er dem Straßburger Goethe nicht zutrauen möchte. Es ist aber nichts weniger als eine Floskel; der von der unendlichen Liebenswürdigkeit der Geliebten erfüllte Dichter glaubt dies wirklich vor sich zu schauen, in der Weise, wie schwärmerische Liebende selbst Bäume und Felsen anzurufen pflegen, als ob sie mit ihnen fühlten. Um ja nichts ungetadelt zu lassen, als müsse das Lied recht schlecht sein, um Lenz anzuhören, macht zuletzt noch der Eingang Bielschowsky stuzig „mit den vier Fragen, die mit demselben Fragewort eröffnet werden.“ Dem Liebenden, der gern wissen möchte, wo sein unvergeßliches Mädchen im Augenblicke weilt, will er nicht gestatten, sich in leidenschaftlichen wiederholten Fragen zu ergehen, und doch thut das dieser sehr glücklich, indem er zuerst fragt, wo sie sei und nach ihrer munteren Weise singe, dann welche Flur oder welches Städtchen sich augenblicklich ihrer

Gegenwart freue. Dem leidenschaftlichen Gefühl entspricht durchaus ein solcher Ausbruch in kurzen, sich ergänzenden Fragen. Mit solchen Nichtigkeiten wagt man einem Liede zu Leibe zu gehen, das eine neue Entwicklung des Dichters zeigt, der sich hier zuerst im Geiste des Volksliedes erging, jetzt frisch gesundet und von heiterer Stimmung durch die tagelange Bewegung in der freien Natur wunderbar gehoben! Auch die Strophenform ist glücklich gewählt. Von den vier abwechselnd reimenden iambischen Versen sind die ungeraden sechstehalb-, die geraden zweifüßig; doch haben die erstern regelmäßig einen starken Abschnitt nach dem zweiten Fuße, sodaß der Anfang rhythmisch ganz dem folgenden kurzen Verse entspricht, woraus eine eigentümliche, das Gedicht sehr wohl kleidende Bewegung entspringt. Die erste und die letzte Strophe zerfallen dem Sinne nach in zwei Hälften, wogegen in den beiden etwas ruhigeren Mittelstrophen der zweite und dritte Vers untrennbar verbunden sind; die starke Interpunktion Vers 11 nach „Feld“ ist ungehörig, sie stört den Fluß der Rede, fand sich wohl auch kaum in der Handschrift. Der Aufbau des Liedes ist einfach und klar. Nach den sehnächtigen Fragen hören wir, daß seit der Entfernung der Geliebten das Wetter trüb und regnerisch geworden ist, als ob der Himmel mit ihm traure; die Luft, die früher Stadt und Land erfüllt hat, ist geschwunden, auch die Nachtigall ist ihr gefolgt. Der Schluß spricht den Wunsch nach ihrer Rückkehr aus, wobei hervorgehoben wird, daß auch Hirt und Heerden sich nach ihr sehnen (bei dem Regenwetter fühlen sich diese, deren die Geliebte sich gefreut hat, unbehaglich), ja, wenn sie länger ausbleibt, wird der Mai zum Winter werden. Daß sich der Dichter aus dem Juni in den Mai versetzt, mag zunächst durch den Reim veranlaßt sein, es war aber auch ganz unbedenklich, da, wenn auch der trübe Regentag aus der Gegenwart genommen ist, doch das Lied bei aller Frische glücklich allgemein gehalten ist.

Haben wir so die Haltlosigkeit aller Angriffe auf dieses hübsche Lied nachgewiesen, die leider zeigen, an welcher unkritischen Kritik unsre sich hoch dünkende Goetheforschung krankt, so ist zugleich eine feste Burg gewonnen, von der aus wir die Verdächtigungen der auf gleicher Überlieferung beruhenden andern Straßburger Gedichte nun mit Ruhe abweisen können. Fragen wir, welche weitem Gedichte und in welcher Folge sie während der Straßburger Zeit entstanden sind. Bei der Darstellung der Saarbrücker Reise in „Wahrheit und Dichtung“ lag Goethe ein ziemlich ausführliches Tagebuch vor, das er nach der Benutzung, wie er zu thun pflegte, vernichtet zu haben scheint, wenn es nicht, wie leider so vieles, verkommen oder verschleppt ist. Aber da er nach der getroffenen Anordnung auf dem Rückwege allein nach Esenheim kommen sollte, obgleich in Wahrheit zwischen dieser Reise und der ersten Bekanntschaft Friederikens dritthalb Monate lagen, mußte das Ende ganz verändert werden. Das Tagebuch wird auch wohl des einen oder mehrerer Gedichte dieser Reise gedacht haben, die nicht der noch ungekannten Friederike gelten

konnten. Nun hätte er freilich auch darin von der Wirklichkeit abweichen können, aber er fand es, wie auffallend es auch scheinen mag, aus anderm Grunde angemessen (wohl weil er über den Anfang der Rückreise ausführlich nach den anziehenden Mitteilungen seines Tagebuchs berichten wollte), den Gedanken an die ferne Geliebte erst später einzuführen. Drei Tage blieben Goethe und Weyland in Saarbrücken. Daß Goethe damals noch ein weiteres Lied gelungen sei, ist freilich nicht unmöglich, doch dürfte ihm eher die bloß in Weylands Begleitung angetretne Rückreise ein solches eingegeben haben, und so könnte man glauben, das später als „Willkommen und Abschied“ bezeichnete Lied, das ursprünglich ohne jede Überschrift unmittelbar nach zwei Liedern auf Lili in Jacobis „Fris“ erschien, sei eine Frucht dieser Rückreise gewesen. Ja man möchte es nicht unwahrscheinlich finden, daß es zu Neukirch wenigstens erfunden sei, als Goethe am späten Abend allein vor den Glashüren des dortigen höher gelegnen Jagdhauses saß, wo ihn ein paar aus der Ferne erschallende Waldhörner lieblich überraschten. In „Wahrheit und Dichtung“ wird dies mit der Erinnerung an Friederiken in Verbindung gesetzt. Da dieses aber offenbar zum Zweck erfunden ist, so könnte man die überhaupt in Goethes Dichtung beliebten plötzlich erschallenden Waldhörner hier für erfunden halten und der Vermutung zuneigen, an diesem Abende habe es ihn dichterisch angeweht, so daß er sich den herzlichen Empfang von der Geliebten nach einem schweren Nachtritte und die rührende Trennung des von der Gewißheit freier gegenseitiger Neigung innig bewegten Paares ausgemalt habe. Ich gebe das nur als anspruchslosen Gedanken; aber da Friederike dieses und das vorige Lied, die sich beide nicht persönlich auf sie beziehen, von Goethes Hand besaß, so dürfte es nicht unwahrscheinlich sein, daß, wie das vorige, so auch dieses vor die Bekanntschaft fällt. Freilich bezog es Goethe selbst im elften Buch von „Wahrheit und Dichtung“ auf einen bestimmten Besuch Friederikens, ja er nahm daraus seine Beschreibung des damaligen Mittes; aber daß das ein Irrtum war, ist unzweifelhaft, da der Schluß dieses Gedichtes in der erhaltenen ursprünglichen Fassung dem von ihm erzählten Abschiede geradezu widerspricht: im Liede ist der Abschied „bedrängt“ und „trübe,“ und in den Küssen der Geliebten genießt er Liebe, Wonne und Schmerz, wogegen bei dem geschilderten Besuche in Seseheim die Liebenden froh, in der Gewißheit, sich ewig anzugehören, von einander scheiden, er aber aus Aberglauben sie noch nicht zu küssen gewagt hat. Eine abenteuerliche Entdeckung hat Bielschowsky gemacht. Er beweist aus dem in der Weimarer Ausgabe I, 356 fg. abgedruckten Liederverzeichnis der Frau Schultheß, das Lied sei am 30. März 1771 gedichtet. Dort findet sich nämlich verzeichnet: „Den XXX abend. Mir schlug das Herz.“ Nichts kann unwahrscheinlicher sein (denn die Numerirung der Lieder, wobei diese Kopulation geschieht, ist eine unglückliche Zuthat des Herausgebers), als daß beide Bezeichnungen auf dasselbe Gedicht gehen. Auch wissen wir, daß

nicht alle in dem Verzeichnis angeführten Gedichte wirklich Goethe angehören. B. hält das Unmögliche für gewiß, daß hier der dreißigste März gemeint sei. Aber sollte wirklich ein bestimmter Tag zur Bezeichnung eines Gedichtes gewählt werden, so mußten doch, wenn nicht ein allgemein bekannter Festtag, wie Ostern, Pfingsten, Weihnachten, als solcher genannt wurde, Monat und Jahr hinzugefügt sein. Der dreißigste Abend als Tagesangabe der Entstehung eines Liebesgedichtes wäre eine Albernheit. Ich habe längst in meiner Anzeige der Weimarer Ausgabe die Auflösung „den Christabend“ gegeben, und finde noch immer nichts Besseres. Von selbst ergibt sich daraus, daß dieses so bezeichnete Gedicht nichts mit dem darauf durch die Anfangsworte bezeichneten gemein hat. Es wäre zu wünschen, daß dieser Teil des Verzeichnisses facsimilirt würde, um zu sehen, wie es wirklich mit dem etwas sonderbar vortretenden „Den XXX abend“ bestellt sei; ich habe darüber eine eigene Vermutung. Die Weimarer Ausgabe hat es leider in ihrer Vornehmheit nicht für würdig gehalten, die nötigen Facsimiles zu geben. Vielschowsky findet es nach seiner kostbaren Entdeckung selbstverständlich, daß das ganze Gedicht nicht an demselben Abend geschrieben sein könne; mir scheint es offenbar, daß es thöricht gewesen wäre, dem Gedichte eine Zeitbestimmung zu geben, die dem Inhalte widerspräche, und daß sich die rätselhafte Datirung nicht auf das in Rede stehende Lied beziehen kann. „Willkommen und Abschied“ bildet gegen das einfache Saarbrücker Lied einen entschiednen Fortschritt. Mit lebhaften Farben schildert der Dichter den Gegensatz des Empfangs und des Abschieds, und dem heitern Willkommen läßt er gleichfalls einen Gegensatz, den des leidenschaftlichen Nachtrittes durch den schaurigen Wald, vorangehen. Das ergreifende Zusammenwirken so verschiedener Gefühle giebt der Dichtung einen bedeutenden Wert und zeigt die ganze frische Gestaltungskraft eines wahren Dichters; nur darin könnte man einen Mangel finden, daß nicht klar hervortritt, ob der Abschied vor einer notwendigen Trennung für immer erfolgt oder mit der Aussicht auf Wiedersehen. Wahrscheinlich ist das erstere gemeint, und so wäre das Gedicht gleichsam ein merkwürdiges Vorgesicht der wirklichen Trennung, zu der es im folgenden Jahre kam. Daß wir erst in der dritten Strophe hören, wohin das verzehrende Geistesfeuer und die Blut des Herzens den Dichter treiben, der sich mit dem Ungeßüm eines zur Schlacht eilenden Helden aufs Pferd schwingt, stört die Wirkung durchaus nicht, vielmehr wirkt der schroffe Übergang bedeutend. Freilich sahen die „Studien zur Goethephilologie“ (1880 S. 39 f.) auch hier Anakreontik, die gegen die verunglückte Schilderung der finstern Nacht kontrastire, aber auch hier ist ebenso wenig Anakreontik (wenn nicht der treffende Gebrauch von Worten, dessen sich diese spielend bedient, so heißen soll) wie verfehlte Nachahmung von Klopstock, vielmehr Kraft, Anschaulichkeit und Eigentümlichkeit, wie man sie einem so jungen Dichter kaum zutrauen sollte. Selbst das Wort „wild“ möchte ich

nach dem damaligen Sprachgebrauch nicht tadeln. Daß der Dichter später manches geändert hat, beweist nichts. Möglicherweise ist die Ausführung des Gedichts erst nach der Rückkehr von der Reise vollendet worden. Höchstwahrscheinlich gewann Goethe auf derselben Reise zu Niederbrunn, wo der Geist des Altertums in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäusen und Schäften ihm, wie er sagt, aus Bauernhöfen zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräten wunderbar entgegenleuchtete, auch den Anlaß zu einer seiner eigentümlichsten Schöpfungen, dem Gespräche „Der Wanderer“, dessen erster Erwähnung wir im April 1772 begegnen.

Von dem zerstreuten Straßburger Leben wurde der dichterische Drang nicht genährt: wegen der im Herbst abzulegenden Prüfungen mußte sich Goethe mit seiner Berufswissenschaft näher beschäftigen, die ihn, da er vertrauter mit ihr ward, auch lebhafter anzog; denn er begnügte sich nicht damit, die Hefte Engelbachs, die das in der Prüfung geforderte enthielten, sich wörtlich anzueignen. Noch vor die Prüfungen, die er am 25. und 27. September bestand, fällt Herders Bekanntschaft, die zwar seinen Gesichtskreis erweiterte, aber ihn eher niederschlug als erhob und sein Vertrauen zurückscheuchte. Da ergriff ihn Mitte Oktober seelenhafte Liebe, wie er sie schon diesen Frühling geahnt, aber noch nie empfunden hatte. Gegen Ende der Ferien weilte er bei seinem Freunde Weyland in Buchweiler; bei der Rückreise besuchten sie auf einige Tage das gastliche Haus des mit Weyland verwandten Pfarrers Brion zu Sesenheim, wo Friederike des jungen Dichters Herz so mächtig ergriff, daß ihm der Abschied schwer fiel. Und auch Friederike war von dem Zauber des geistprühenden, herrlichen Jünglings hingerissen. Gleich nach der Rückkehr sprach Goethe derselben Freundin, an die er sich von Saarbrücken aus gewandt hatte, sein neues Glück aus, daß er sich ganz fühle und still sei und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genieße, nachdem er einige Tage auf dem Lande in schöner Gegend unter freundlichem Himmel bei gar angenehmen Leuten in Gesellschaft der lebenswürdigen Töchter vom Hause verlebt habe. Gegen die „liebe neue Freundin“ erklärte er sich am folgenden Tage in der herzlichsten Weise, wobei er die Hoffnung äußerte, sie wiederzusehn, und die Absicht, mittlerweile ihr oft zu schreiben. Und beides wird er nicht unterlassen haben. Wir wissen auch von einem im Dezember an Freund Horn gerichteten Briefe Goethes, den Eckermann noch sah, den aber ein rätselhaftes Mißgeschick nach dem Tode des Dichters dem Archiv entführte; der glückliche Jüngling gedachte darin des angeknüpften Verhältnisses und schien „sich in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern.“ Von seinen Jugendbriefen an Horn, die Goethe im Jahre 1828 zurückerhielt, bewahrte er nur diesen und einen aus dem Juli auf; in ihnen zeigte sich „endlich ein freieres Umherblicken und Aufatmen des jungen Menschen“, aber „bei heiterm innern Trieb und einem

löblich gefelligen Freisinn“ noch keine Spur einer festen Richtung. Ohne Zweifel berichtete der erste Brief von der Reise nach Saarbrücken. In beiden sind uns unschätzbare Zeugnisse von Goethes Leben verloren gegangen. Sicher ist ein einmaliger Besuch und ununterbrochener brieflicher Verkehr noch vor Weihnachten anzunehmen, auch wohl schon daß er eigne Lieder den Lieblingsmelodien Friederikens unterlegte. Als Goethe im Herbst 1779 Seseenheim noch einmal besuchte, fand er dort, wie er sofort an Frau von Stein berichtete, Lieder, die er gestiftet hatte; auch ist in Versen an Friederiken aus dem Anfang des Jahres 1771 von der Freude die Rede, daß er sie seine Lieder habe singen hören. Damit stimmt es, wenn es in dem freilich mit großer Freiheit entworfenen Berichte in „Wahrheit und Dichtung“ von dem zweiten Besuche heißt, er habe für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien untergelegt. Von den erhaltenen Gedichten dieser Zeit ist kaum eines zum Singen nach einer gangbaren Melodie bestimmt gewesen. Wenn es in Goethes Bericht über die Seseheimer Liebe erst beim dritten Besuche heißt: „Unter diesen Umgebungen trat unversehens die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor,“ so ist die ganze frei entworfne Erzählung in ihren Einzelheiten völlig unzuverlässig, ja sie wird geradezu durch die erhaltenen Verse widerlegt, die seinen Weihnachtsbesuch ankündigen.

Die gemüthlich tändelnden, an beide Schwestern gerichteten iambischen Verse: „Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,“ in der beliebten Reimform, daß Vers 3, 6 und 9 reimen, die übrigen paarweise, sind nur ein hübsch gereimtes, trotz des damals nicht anstößigen Reimes „Winter, Kinder“ von Goethes Wohllautsgefühl zeugendes Briefchen. Dasselbe gilt von den drei abwechselnd reimenden vierversigen iambischen Strophen, die er nach einem Ritt bei dunkler Nacht an die „lieben Kinder“ schrieb, in deren Auftrag er den Ritt gemacht hatte. Daß diese launigen Verse in den Winter fallen, dafür dürfte auch das Bild vom Küster sprechen, der Sonntags früh trotz des Dunkels den Weg zur Kirche findet. Bielschowsky, der die vorigen Verse, die doch ganz denselben Ton anschlagen, ungehuldet durchschlüpfen läßt, wird hier dadurch bestimmt, daß sich die unsern auch in der Handschrift von Lenz erhalten haben, was, wie gezeigt, eben nichts wider Goethe beweist. Auch gelingt es ihm, „zwei Bedenken gegen deren Goethische Abkunft“ aufzutreiben. Daß Goethe das „langweilige Adverb“ ziemlich in einem kleinen Gedicht zweimal angewendet haben sollte, scheint ihm unglaublich. Er hätte noch die seltsame Verbindung wahrlich ziemlich hinzufügen können. Aber wie, wenn auch hierin eine Laune steckte, wenn Goethe damit auf die Gewohnheit eines Bekannten der Brionschen Familie deutete, etwa des Barbiers, den wir als einen Freund des Hauses aus Goethes Besuch von 1779 kennen? Manche Leute haben ein Lieblingswort, das sie überall anbringen, wodurch sie sich dann lächerlich machen. Noch launiger würde der Spott werden, wenn nicht bloß ziemlich, sondern auch wahrlich diesem Manne, oder sollte es etwa eine Frauens-

person sein, dieser immer aus dem Munde floß. Übrigens ist ziemlich, wo es an seiner Stelle ist, nichts weniger als langweilig. Noch schlimmer steht es mit dem zweiten Bedenken, daß die Reimfolge in den drei Strophen abweicht, der vorletzte Vers um einen Fuß zu lang ist; eine solche Freiheit zeige sich in keinem Gedichte des jungen Goethe, wohl aber bei Lenz, ergo. Und doch findet sich daselbe noch in einem andern Liede Goethes an Friederiken, das freilich auch von der Hyperkritik Goethen abgesprochen wird. B. versteigt sich dabei sogar zu der Behauptung: „Bei Goethe wird man nach einem solchen Schwanken (in der Zahl der Füße) in Gedichten von gleichzeitigen Strophen vergeblich suchen.“ Man staunt, wenn man solche Unwahrheiten mit der Miene des Wissenden vorbringen hört. Kennt Bielschowsky nicht die drei schönen Strophen Mignons „Heiß mich nicht reden“? Dort weicht die Reimform in der ersten Strophe von der der übrigen Strophen ab, und dazu hat der letzte Vers der zweiten einen überzähligen Fuß. Ganz so verhält es sich in dem Gedichte „Beherzigung,“ nur ist die Länge der Verse dort gleich. Im „Bergschloß“ reimen auch die geraden Verse nur in der vierten Strophe, nicht in den neun übrigen. In dem Lied „Zum neuen Jahre“ hat die zweite Strophe eine von den andern verschiedne Reimform. Was die Länge der Verse betrifft, so finden wir in demselben Verse der beiden ersten Strophen der Ballade „Wirkung in der Ferne“ einen Fuß mehr als in den folgenden. Chamisso entdeckte auf seiner Weltreise, daß ein Vers der „Braut von Korinth“ einen überzähligen Fuß hat. Auch bei Schiller finden sich solche Abweichungen. So steht es mit diesen so zuversichtlich geäußerten Bedenken.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Soldatenmißhandlung. Die Verfügung des Prinzen Georg von Sachsen über eine Reihe von Soldatenmißhandlungen, die im zwölften Armeekorps während der letzten Zeit vorgekommen sind, hat bei allen politischen Parteien, von den Sozialdemokraten bis zur äußersten Rechten, einen wahren Beifallsturm erregt. In der That ist die Zahl der veröffentlichten Fälle, wo die Vorgesetzten mit ihrer Dienstgewalt Mißbrauch getrieben haben, so groß, und die Art einiger Mißhandlungen so haarsträubend, daß jedermann über solche Vorkommnisse in unserm Heere entrüstet sein muß. Man kann wohl sagen, daß sich Prinz Georg durch sein entschiednes Auftreten gegen jede unmenschliche Behandlung der Soldaten und durch seinen Erlaß an das zwölfte Korps die Achtung und Liebe aller Deutschen erworben hat. Das deutsche Volk ist nun einmal mit seinem Heere so verwachsen,